

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1923)

Heft: 3

Artikel: Anbau und Verarbeitung des Hanfes in Peist und Umgebung im vorigen Jahrhundert

Autor: Walkmeister, C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396297>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anbau und Verarbeitung des Hanfes in Peist und Umgebung im vorigen Jahrhundert.

Von Chr. Walkmeister, Landquart.

Im Schanfigg war Peist die letzte Gemeinde, in deren Gebiet noch allgemein Hanf angepflanzt wurde. Hie und da waren im vorigen Jahrhundert im Gründi und noch an Palätsch (in der Landschaft Langwies) kleinere Anpflanzungen zu sehen, die aber nicht in Betracht kamen.

In kleineren Betrieben wurde ein Stück eines geeigneten Ackers für den Anbau des Hanfes bestimmt. In größeren Betrieben waren seinerzeit besondere Hanfländer als solche angelegt worden, die dann oft durch Erbteilung in kleinere Parzellen geteilt wurden und später durch Kauf oder Tausch in andere Hände übergingen.

Wie hoch die Bedeutung des Hanfes von der Bevölkerung eingeschätzt wurde, war schon an der Sorgfalt zu erkennen, die der Pflege des Bodens im Hanfland zugewendet wurde. Man schenkte dem Boden für den Hanf viel größere Aufmerksamkeit als dem zur Anpflanzung der Brotfrüchte bestimmten Gelände. Schon früh im Nachwinter führte der Bauer den Schafmist in das Hanfland hinaus, breitete ihn auf dem Schnee sorgfältig aus, um das Hanfland früh schneefrei und trocken zu bekommen.

„Buab, menn¹ rächt, wär chommänd ins Hampfland!“ (Dialekt Hampf für Hanf), rief der Raderheber² dem Mennbub zu, denn da durfte es keine Pfaffen³ geben, und die Hausmutter eilte schnell herbei, um die Meni (die zwei Zugtiere), die an der Phalwane⁴ zogen, zu führen, damit die Furche grad gezogen

Vor bemer kung. Die vorliegende kleine Skizze erschien seinerzeit als Feuilleton im „Bündner Bauer“ und ist für das „Bündn. Monatsblatt“ vom Verfasser ergänzt und teilweise umgearbeitet worden.

¹ menn = Führen der Zugtiere.

² Raderheber, der Führer des Raders, d. h. des spitzigen, keilförmigen Pflugeisens, das den Boden aufreißt resp. abschneidet.

³ „Pfaffen“ nannte man die Erdklötze, die bei krummer Raderführung entstanden.

⁴ Phalwane war der zweite Pflug mit schaufelförmigem Pflugeisen, das die vom Rader aufgerissene Erde hob und umwendete. Zur Bedienung eines vollständigen Pfluges brauchte es zwei, mit dem Mennbub drei Personen und vier Zugtiere.

wird, denn je genauer die Furche gezogen wird, um so feiner und glätter das frischgepflügte Erdreich. In Peist wurde der Hanfsamen nicht selbst gezogen. Die Peister vertrauten eine Reihe von Jahren Untervazer Alpknecchten (vom Sennen bis zum Batzger [Hüttenbub]) ihr liebes Vieh an, schwangen an der Bsatzig (Landsgemeinde) mit Vorliebe nach dem Takt der Untervazermusik das Tanzbein, vom Untervazer Samenmann bezog man mit Vorliebe den Hanfsamen. Das Erscheinen des kleinen Männchens mit der großen Krämerkiste im Kurzmonat oder März deutete auf den Frühling hin und war darum schon willkommen. Kam der Samenmann nicht, ließ man den Samen aus der Stadt kommen.

War der Boden sorgfältig vorbereitet und hatte man den Kalender genau auf das günstige Zeichen hin zu Rate gezogen, ging es an das Säen des Hanfes. Mit einem andächtigen Ernst — als ginge es zur Kirche — schritt die Hausfrau neben dem Vater, der den Samen ausstreute, und achtete genau darauf, daß nicht etwa zweimal überworfen, aber auch, daß keine leeren Stellen, sogenannte Nester, entstanden. Zu dicht gesäeter Hanf wird im Wachstum gehindert, liefert nur dünne Stengel, die niedrig bleiben, nicht geschleizt werden können und die man zu sogenannten ‚Ghütz‘ bindet. Blöde Stellen bilden Angriffspunkte für den Wind. Lag das Hanfland in der Nähe des Dorfes, so luden die Hennen, lag das Hanfland im freien Felde draußen, die Spatzen manche stille hausmütterliche Verwünschung auf sich.

War die Saat den geflügelten Räubern glücklich entwachsen, stellten sich für die geplagte Hausfrau neue Sorgen ein. Der Wettergott ist in diesen Höhen im Frühling und Vorsommer ein gar launischer Herr. Bald fällt der Föhn ins Tal; über Nacht deckt der ‚Langsi‘ (Frühlings-)schnee die Fluren, und beide hausen nirgends böser als im Hanfland. Gras und Getreide können sich noch aufrichten, aber — im Hanfland — da sieht es nach solchem Wetterwechsel böß, sehr böß aus. Kein Wunder, daß die sorgende Hausmutter, wenn sie im ‚Berget‘⁵ (Wildheuet) oben war und ein Angehöriges aus dem Tal her-

⁵ Der Berg et bezeichnet die Zeit der Heuernte in den Bergmähdern, die drei bis vier Wochen dauert und während welcher Zeit man die Woche durch im Berg droben wohnt.

aufkam in den Berg, sich zuerst nach dem Stand des Hanfes erkundigte.

Nach dem Berget, Ende August und Anfang September, bildete eine der ersten Arbeiten das Hanfen (Ziehen des Hanfes). Da in Peist der Hanfsamen durchgängig gekauft wurde, zog man Fimela (Staubgefäßpflanzen) und Trägel (Stempelpflanzen) zu gleicher Zeit. Selten ließ man einige ‚Trägel‘ zum Samentragen ausreifen. Der Hanfsamen war als Heilmittel geschätzt. Die Hanfgarben wurden an Zäunen, an Haus- und Stallwänden zum Dörren des Laubes aufgestellt. Dürres Hanflaub bildete u. a. eine dem Schmalvieh (Ziegen und Schafen) willkommene Beigabe zum Salz.

War das Laub zum Abreiben dürr und entfernt worden, legte man den Hanf in Riederer oder an geeigneten Hängen zum Rözen aus. In Peist benützte man ausschließlich Rasenroße, während im äußeren Schanfigg, soviel ich weiß, die Wasserroße vorherrschend angewendet wurde.

Die sorgfältig ausgebreiteten Garbenreihen waren weithin sichtbar und brachten eine angenehme Abwechslung in das herbstliche Landbild. Bis die Garben am Boden gefaßt hatten, spielte der Wind den guten Hausmüttern manchen unliebsamen Schabernack. Kamen die Hausfrauen noch so todmüde am Abend von der Arbeit heim und war es an der Zeit, den Hanf zu kehren, ließ man sich den holperigen Weg nach Maduz oder dem unteren Barguns oder gar nach Panie hinunter sicher nicht reuen und wenn es auch so spät wurde, daß der „Mäusekoriander Schatten machte“.

Der Schleizet.

Die Lismetä⁶, seit Beginn der Frühlingsarbeit auf dem Felde die beständige Begleiterin der Frauen und Töchter auf Schritt und Tritt, nach dem Felde und vom Felde heimwärts, macht für eine Zeitlang der Hanfgarbe Platz und liegt, sorgfältig zusammengerollt, in der auf der Gruna⁷ stehenden Fadenzaine.

Unter dem linken Arm die Hanfgarbe, mit der linken Hand beständig den Hanfstengel haltend, mit der rechten beständig

⁶ Lismetä = Strickstrumpf.

⁷ Gruna = ein an der Wand, gewöhnlich in einem Winkel befestigtes Gestell.

brechend und die Fasern vom Stengel lösend, so gingen Frauen und Töchter schon vor Tagesgrauen im Heufüeret⁸ neben der Meni, mit flinker Hand beständig schleizend, bis in die obersten Heuberge ein, zwei Stunden weit. War eine Garbe abgetan, verschwand die Riste⁹ in der aufgeschlagenen Schürze, und die auf dem Schlitten liegende zweite Garbe wurde in Angriff genommen. Hanfbengel¹⁰ bezeichneten auf den Mähdern den Weg bis in die höchstgelegenen Bergwiesen.

Auf einer geologischen Feldtour zur Feststellung, wie hoch das Erratikum am Südabhang des Hochwang hinaufreicht, traf ich oberhalb ‚Muschgel‘ (2160 m ü. M.) zwei Touristen, die sich die Köpfe darüber zerbrachen, wie Hanfstengel bis in diese Höhen gelangen. Als ich ihnen erklärte, wie diese Stengelstücke da heraufgekommen, schüttelten sie ungläubig die Köpfe, und als ich ihnen sagte, daß die gleichen Frauen am Nachmittag auf das Feld gehen, dort bis zum ‚Zunachten‘¹¹ Kartoffeln graben und die Hanfgarbe sie auf dem Hin- und am Abend auf dem Heimweg begleite, meinte einer: „Das ist ja die reinste Sklavenarbeit.“

„Und doch sind diese Frauen am Abend vielleicht glücklicher als wir alle drei“, sagte ich. Die beiden Herren schauten mich mitleidig fragend an und gingen fürbaß.

Trotz allem Fleiß würde der Schleizet nur so zwischen der anderen Arbeit keinen Vorruck haben und sich bis St. Anderist¹² hinausziehen. Das darf nicht sein, darum muß auf andere Weise nachgeholfen werden.

Der Heufüeret ist vorüber. Man muß nicht mehr schon um die Dreie am Morgen auf den Beinen sein und kann am Abend das Zubettegehen weiter hinausschieben. Die nötigen Vorbereitungen und Verabredungen für den Abendhengert¹³ während des Winters werden zwischen den Nachbarfamilien getroffen.

⁸ Heufüeret = das Wildheu wurde bei aperem Boden im Herbst aus den Heubergen nach Hause geführt.

⁹ Riste = die losgelösten Bastfasern der Hanfstengel.

¹⁰ Hanfbengel = die abgebrochenen Stengelstücke.

¹¹ Zunachten = späte Abenddämmerung.

¹² St. Andreasmarkt = Hauptjahrmarkt im Dezember.

¹³ Abendhengert = die Erklärung siehe unter Abschnitt „Der Spinnhengert.“

Der Abendhengert den Winter durch wird mit dem Schleizerabend eingeleitet.

Die Töchter des Dorfes tun sich den einen Abend da, den andern dort, auf einer Tenne, in einem Stall oder in der Wohnstube zum Schleizet zusammen, in größeren oder kleineren Gruppen, je nach Umständen und Verhältnissen. Die nötigen Vorbereitungen nach allen Seiten hin werden getroffen. Die Hanfgarben bereitgestellt, für Licht und in der Küche vorgesorgt. Nach und nach rücken die Schleizerinnen ein. Garben werden geboten, munter geht es an die Arbeit. Reden und Lachen sind nicht verboten. Die Verschiedenheit des Temperaments macht sich schon beim Brechen des ersten Stengels bemerkbar. Da sitzt eine, die bricht den Stengel ganz bedächtig als wär's ein Stück Brot, betrachtet jedes abgebrochene Stengelstück genau und löst das feinste Haar vom Stengel, bevor sie ihn fallen läßt, während ihre Nachbarin resolut lustig dreinfährt, und die Bengel weit in den Raum hinausfliegen. Die Finger spielen, die Bengel fliegen, das Mundwerk läuft.

Das Mannenvolk der Familie muß sich ordentlich sputen, um die Garben zu bieten. Die Hausmutter hat bald alle Hände voll zu tun, um die abgegebenen Risten zu ordnen. Am folgenden Morgen wird der Jugend früher zum Aufstehen geklopft¹⁴ als sonst, denn es gilt die Risten in lange Zöpfe zu flechten und dabei muß auch die Jugend tapfer mithelfen. Die lange Latte voll Hanfzöpfe an der Wand der Hauslaube war ein hübscher Anblick.

Die letzte Garbenbürde steht in der Stube. — Die Mutter zieht sich in die Küche zurück. Das Rascheln der Kaffeemühle mischt sich in ein Raunen und Wispern um das Gehöfte herum, bedeutungsvolle Blicke spielen zwischen den Schleizerinnen hin und her. Der Hausvater kennt dieses Raunen und Wispern draußen im Gehöft und das Mienenspiel in den Gesichtern und das Lächeln unter den Stockzähnen in der Runde auf den Bänken in der Stube. Er hat auch mitgemacht, als er so halb und halb auf Freiersfüßen ging. Schon als der Urähni die Ur-ahne nahm, war es ein altes Gewohnheitsrecht der Burschenschaft des Dorfes, Umschau halten zu dürfen, ob auch sauber

¹⁴ Zum Aufstehen klopfen = das Zeichen zum Aus-dem-Bett-kommen geben.

geschleizt worden sei. Von diesem Recht geht man nicht ab. Ein alter Spruch lehrt: „Willst du deine Zukünftige kennen lernen, schau, wie sie die Bengel auf den Boden wirft.“ Der Vater weiß das alles; er geht. „Nei, nei, ledsch gwüß nid inner!“¹⁵ flüstert und lüstert es abwehrend in der Runde. Der Vater kennt dieses Exküsi, er weiß, wie es gemeint ist, geht und öffnet die Haustüre. Mit dem Gruß: „Gueten Abed gäb i Gott“ treten die Burschen ein. Sie setzen sich wo Platz ist, und da sonst keiner zur Verfügung steht, nehmen sie Platz auf den Bengeln am Boden.

„Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.“ Das Wort Paul Richters durfte mit Fug und Recht auch auf den Umgang und Verkehr der erwachsenen Jugend auf den Dörfern angewendet werden. Ungezwungen war der Verkehr unter den jungen Leuten. Man lachte, man scherzte, man sagte sich oft bittere Wahrheiten, aber ins Gesicht. Man kannte die heuchlerische Gleißnerei von heute nicht, aber auch nicht das Durch-die-Blume-reden, das schleichende Gift, das heutzutage am Lebensmark des jungen Volkes im geheimen zehrt und das Volksleben vergiftet. Es gehen jetzt noch mancherlei Anekdoten und Schwänke um, die aus jenen Zeiten der Schleizerabende stammen und uns eigentümlich anmuten, aber das öffentliche Gewissen setzte wohlthätige Schranken.

Die letzte Garbe ist gebrochen; es geht ans Aufräumen; der Tisch, der Platz machen müssen, wird wieder an seine Stelle gesetzt. Rede und Gegenrede fliegen hin und her, die Burschen verabschieden sich — — der Tisch wäre doch zu klein für alle, obschon er ein respektabel großer Familientisch ist, und — wenn auch. Sie wollen den Hausvater nicht in Schaden bringen und an einem Tische essen, an dem sie nicht gearbeitet haben. Die Jungen gehen und — bald dampft ein währschafter Kaffee auf dem Tisch.

Der Reibet.

Zur Gufamühle am wilden Tälfbach gehörte auch die Hanfreibe. Sie stand auf der linken Bachseite in einer Nische oberhalb der neuen Talstraße, wo der Täl aus einer waldigen

¹⁵ „Nein, nein, laßt sie gewiß nicht hereinkommen!“

Schlucht heraustritt. An der Westseite der Blockhütte stand das starke Wasserrad, das fast so hoch als die Hütte war und darauf hindeutete, daß es dazu bestimmt sei, eine große Kraft zu übertragen. Mitten in der Hütte, auf einem soliden Untergrund, stand das von starken Eisenreifen zusammengehaltene, kreisrunde, aus starken Lärchenen, genau zugeschnittenen Holzklötzen tischartig zusammengesetzte Reibebett. Um das Bett herum war die Erde straßenartig festgetreten. Ein Boden aus Holz oder Stein war nicht vorhanden. Auf dem Bett lag der schwere Reibstein. Er hatte die Form eines schwach abgestumpften Kegels. Zum Transport des Steines von Chur bis an Ort und Stelle seien acht Mann und sechs Zugtiere notwendig gewesen. Der Transport hatte auf Schlitten geschehen müssen — das noch bei aberem¹⁶ Boden. Die Geschichte klingt etwas abenteuerlich! Für die verwöhnten Kinder der elektrischen Bahnen und der Luftschiffe gewiß, wenn wir Alten sie aber erst den alten Churweg hinter St. Luzzi über die Steine durch den Brand, das einstige Stelldichein der Schatzgräber und Goldmacher, beim Schüsslen-trog hinter der Tumma hinauf nach Maladers, durch die nimmer ruhende blaue Rufe auf die luftigen Höhen von Calfreisen, dann geradenwegs den steilen Hang des Burgrains hinab ins Teuf- oder Castielertobel, über das, wie über das Calfreisertobel, nicht einmal eine Brücke führte, dann ebenso gradwegs hinauf nach ‚Basunna‘ in Castiel führen, und auf dem Wege ihnen erzählen, daß jahraus jahrein keine Haue und keine Schaufel in Bewegung gesetzt wurde, um einen Stein aus dem Wege zu räumen — nur Wassergüsse und Rüfengänge vermochten den Angehörigen der Gemeinden die Schaufel in die Hand zu zwingen —, muß es nicht nur ihnen, sondern auch uns, die wir noch selbst in den jungen Jahren diesen Weg gewandelt sind, als ein Wunder vorkommen, daß man nicht nur den Reibstein in der Reibè, sondern auch die viel größeren Mühlsteine in der Mühle (es waren echte Melsersteine) auf dieser Wegsame hatte bis in die Gufa hineintransportieren können. Auf einem Weg, den zu finden man sich an vielen Stellen mehr durch den Instinkt als durch Fuß und Auge mußte leiten lassen.

Im Herbst, so um den Altweibersommer herum, kam Leben in das alte, in träumerischer Waldstille dastehende Gufahaus.

¹⁶ aberem = schneefreiem.

Die Kundschaft der Hanfreibe wohnte weit auseinander von Palätsch bis an die Grenze der alten Reichsstadt Chur. Da war es kein Leichtes, die Sache so einzuteilen, daß es allen paßte und man einander nicht in die Füße kam¹⁷. Je nach dem Quantum taten sich zwei, drei Nachbarinnen zusammen, um ihren Hanf zu reiben. Da die Reibe in der Gufa die einzige im Tale war, ging es über den Reibet drei, vier Wochen lang sehr lebhaft zu. Kornmühle und Kaffeemühle liefen einander den Rang ab und kamen den ganzen Tag nicht zum Stehen.

Am Morgen in aller Frühe erschien die erste Partie. Jede mit ihrem Hanfsegen in ein Heutuch gebunden auf dem Rücken tragend. So von der äußersten Peripherie brachte ausnahmsweise ein Fuhrwerk den Hanf. Auf dem Ofen in der Gufastube wurde das Späistüechli¹⁸ mit dem Mundvorrat für den Tag abgelegt, dann ging es, nach einer kurzen Rast, in die Reibe. Auf dem Reibebett liegt der große Stein — mit dem aufrechtstehenden Wendelbaum verbunden, der durch eine Übersetzung mit dem Wellbaum des Wasserrades in Verbindung stand. Die Hanfzöpfe, mit dem Zeichen einer jeden Haushaltung wohl versehen, werden auf dem Bett eingelegt. Das Wasser des Baches stürzt in die Kammern des overschlächtigen Rades. Unter Ächzen und Stöhnen kommt es langsam in Bewegung, die nach und nach auf den Stein übergeht. Es war possierlich anzusehen, wie er gleich einem Siebenschläfer nicht recht wußte, auf welche Seite er sich drehen sollte. Der starke Arm des Öhi¹⁹ Heiri half nach. Einmal ins Rollen gekommen, lief der Stein unverdrossen seinen Weg über das Bett und drückte die Hanfzöpfe weich. Die Frauen folgten ihm um das Bett herum, und trotzdem der Stein in mäßigem Tempo seinen Weg um den Wendelbaum machte, hatten die Frauen alle Hände voll zu tun, um unter

¹⁷ keine Verwirrung entstand.

¹⁸ Späistüechli = Das Mittagessen auf dem Felde bestand aus Milch und Käse und Brot. Die Milch wurde im Handkübel, das Brot usw. in einem für diesen Zweck besonders hergestellten hänfenen Tuch auf das Feld getragen und bildete den sog. „Marendbündel“. Das Tuch nannte man Spaistüechli. Für besondere gesellschaftliche Anlässe, Tanz, Nidelschmaus (Lugmilchabende) und besonders die Bsatzig, hatte man besondere mit gehäkelter Schnur gezierte Späistüechli im Gebrauch.

¹⁹ Öhi = Oheim Heinrich.

Anführung und Leitung vom ‚Öhi Heiri‘ die Zöpfe zu wenden, vom Rande des Bettes zurückzuschieben, Verwicklungen der Zöpfe mit dem Wendelbaum und der Achse des Steines zu verhindern und — — dabei zu Händen und Fingern Sorge zu tragen, denn gar so gutmütig war der Faulenzer Stein nicht, wie er aussah. Wollte man nicht unliebsame Bekanntschaft mit dem Stein machen, hieß es die Augen auf und — den Mund zu. Das gab sich von selbst an die Hand²⁰. Der Hanfstaub ist ein gar feines Ding, dringt überall ein und beißt wie Senfpflaster auf der Fußsohle. So zwei Stunden in stockdickem Hanfstaubnebel den Rundgang um das Reibebett wie an der Koppel einer Dreschmaschine, immer wendend, bald zurück-, bald vorschiebend, machen, dazu braucht es gute Nerven. Sie hatten nach getaner Arbeit einen währschaften Kaffee verdient, und nur ein Philister konnte den guten Hausgeistern zum Abschluß ein Gläschen zum Speck und Schinken aus dem ‚Bsatzig-Späistüechli mit der ghägletä Schnuer‘ mißgönnen. Unterdessen war die zweite Partie angetreten und so ging es Tag für Tag vom Morgen früh bis am Abend spät, drei, vier Wochen lang.

Es war einmal. — Die Räibi, an die sich so manche liebe Jugenderinnerung knüpft, ist verschwunden. Der gute Öhi Heiri, der so viele Jahre von früher Jugend an mit der Naturgewalt des wilden Tälfs zum Schutz von Mühle und Reibe einen aufreibenden Kampf geführt hat, ruht schon lange im Grabe.

Einige halbfaule Bretterstücke des großen Wasserrades lagen vor einigen Jahren noch herum. Der Räibistein, vom Wetter stark mitgenommen, von Menschen arg verstümmelt, grüßte mich mitten aus einem Haufen Steinbollen. „Wie oft“, so raunte er mir zu, „bist du auf dem ‚Untertürner‘²¹ in deiner rätschenen Juppe²² gesessen und hast andächtig zugeschaut, wie ich meine Straße zog. Du bist unterdessen auch grau geworden, hast mich aber nicht vergessen, sonst würdest du nicht so lange nach mir gesucht haben.“

Und von den fleißigen Hausmüttern, die einst in voller Lebenskraft und Lebenslust die harte Hanffaser zu weiterer Ver-

²⁰ unwillkürlich.

²¹ Untertürner = Türschwelle.

²² Lange Bluse aus dem Werg des Hanfes, den man nicht schleizen kann.

arbeitung vorbereiteten, sind nur wenige mehr da; die Großzahl ist die Straße gezogen, von der es kein Zurück gibt, und nicht immer werden die Schätze von den Enkeln gewürdigt, auf die die Ahnen mit Recht stolz sein durften.

* * *

An schönen Tagen im Martinisommerli wurde es in den Höfen des Dörfchens lebhaft. Auf einem langen Stuhl festgebunden liegt die Hanfhechel mit ihren in konzentrischen Kreisen angeordneten, in die Luft starrenden Zähnen. Die Hausmutter setzt sich hinter die Hechel, löst die Hanfzöpfe und zieht die aufgelösten Risten sorgfältig durch die spitzen Stacheln der Hechel. Vor der Hechel häuft sich die Stuppe (Werg). Die langen feinen Fasern ordnet die Mutter mit Wohlgefallen zu Tschäppelkränzen. Neben der Hechel wird die Rätsche aufgestellt. Sie besteht aus einem Stuhl; statt der Blatte besitzt er drei oder fünf lange, messerartig zugeschärfte Holzstäbe; in deren Zwischenräume greifen die Holzstäbe einer mit dem Stuhl durch eine Achse verbundenen Klappe scherenartig ein. Auf dieser Rätsche entfernt ein anderes Mitglied die dünnen Stengel der Ghüz, die man nicht schleizen kann, von den kurzen Fasern. Diese Fasern bilden dann das Rätsch, aus dem das Garn zu Säcken, Heutüchern usw. hergestellt wird.

Im Sommer das Dengeln der Sensen, im Herbst das Rätchen des Ghüz in den Höfen des Dörfchens, später das Dreschen zu Vieren und Sechsen auf den Tennen der Bargaen im Felde, im Vorwinter das Klirren der das große Ries 'einhalbdert'²³ auf dem gefrorenen Boden herabschießenden Baumstämme weckt heute noch ein Heimwehgefühl in meinem alten Herzen und klingt wie liebliche Musik in meinem Ohr.

²³ die andere Talseite; in diesem Falle die linke Talseite der Plessur.